



Bild von Götz Eisenberg

Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Die Melancholie des Scheiterns

„Die Menschen wollen uns nicht. Die Menschen wollen Ruhe.“

(Alfred Döblin)

„O wer einmal jemand anders sein könnte! Nur ne Minute lang.“

(Georg Büchner)

Allabendlich fallen die Krähen in die Stadt ein. Ihr Geschrei und Gekrächze erfüllt die Luft. Es sind hunderte, wenn nicht tausende. Man kann es schlecht schätzen, weil sie ständig umherfliegen. Manchmal landen sie auf den Dächern und in den Bäumen entlang des kleinen Flüsschens, das unweit meiner Wohnung vorüber fließt. Ich lausche eine Weile den abgehackten und keckernden Rufen der Vögel. Das Ganze hat etwas Bedrohliches und erinnert (nicht nur mich) an Hitchcocks Vögel. Irgendwann fallen sie über uns her und die extrem klugen Vögel übernehmen den Laden, denke ich manchmal. Einstweilen fliegen sie mit Anbruch der Dunkelheit in einem lockeren, weiten Band davon zu ihren Schlafplätzen auf den Feldern außerhalb der Stadt. Eine Weile hört man noch vereinzelt Krächzlaute, dann sind auch die letzten Vögel verschwunden. Nun kann man auch die Amsel und das Rotkehlchen wieder vernehmen, deren Gesang vom Gekrächze der Krähen überlagert war.

Nach der Lektüre von Teil 33 meines Corona-Tagebuchs, der von einer gewissen Melancholie geprägt ist, schrieb mir ein Berliner Freund: „Hängengeblieben bin ich, wo Du über Dich schreibst, das hört sich ja nicht gut an. Hat mich gestern und auch heute beim Wiederlesen ziemlich beschäftigt. Ich selbst bin ja auch seit längerer Zeit, nicht zuletzt durch meine Lektüre der Erinnerungen von Kopelew und seiner Frau und jetzt von Jewgenia Ginsburg, in einer sehr nachdenklichen Phase - mal wieder. Darüber lässt sich sicherlich besser in einem Gespräch reflektieren.“

Heute Morgen haben wir dieses Gespräch geführt. Es wurde ein sehr langes und intensives Gespräch. Dazu muss man wissen, dass wir ungefähr gleich alt sind und eine recht ähnliche Biographie haben. Eine autoritäre Nachkriegssozialisation unter der Ägide von Eltern, die in den Nationalsozialismus mehr oder weniger tief verstrickt waren. Beide verließen wir unsere Elternhäuser, sobald wir konnten. Dann haben wir uns - statt unserer Eltern - mit der Nazi-Geschichte auseinandergesetzt und eine typische linke Nachsozialisation durchlaufen. Nach längeren Suchbewegungen sind wir im Knast gelandet und haben Jahrzehnte lang als Gefängnispsychologen gearbeitet - er in Berlin, ich in Hessen. Beide leben wir zwischen Bücherwänden. Ihm ist es in der letzten Zeit gelungen, seine Buchbestände zu reduzieren, ich rede nur davon und schiebe diese unangenehme Aufgabe vor mir her. Seit rund fünf Jahren sind wir nun Rentner und hatten auch mit dem Abschied vom Berufsleben und dem Eintritt ins Rentenalter ähnliche Schwierigkeiten. All das hat, obwohl wir uns ewig lange nicht leibhaftig begegnet sind, eine gewisse Nähe zwischen uns entstehen lassen und über die Zeit gerettet. Seit einiger Zeit tauschen wir regelmäßig E-Mails aus, und ab und zu telefonieren wir. Wie an diesem Morgen.

Wir reden nicht lange um den heißen Brei herum, sondern kommen schnell zum eigentlichen Thema. Und unser eigentliches Thema ist der Tod. Der Tod, dem wir uns nähern und dem wir ins Auge zu blicken versuchen. Wir sind uns einig, dass es an diesem Umstand nichts zu beschönigen gibt. Das ganze Gerede von den *Best Agers* und andere semantische Schönfärbereien gehen uns gegen den Strich. Betrugsmanöver

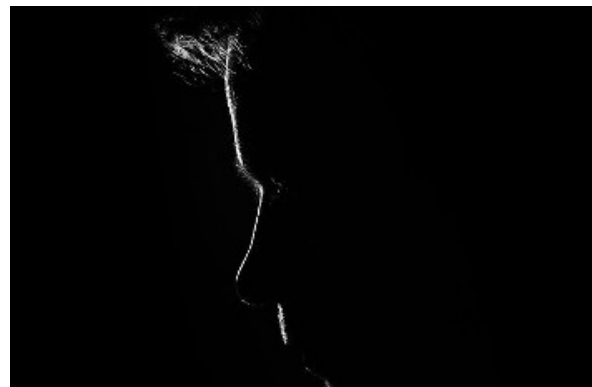


Bild von [PublicDomainPictures](#) auf [Pixabay](#)

der Konsumgesellschaft, die von Alter und Tod nichts wissen will. Wir werden in absehbarer Zeit sterben, so oder so. Lange bevor der biologische Tod eintritt, sind wir einen sozialen Tod gestorben, sind unsere Hoffnungen auf eine grundlegende Veränderung der Welt gestorben. Und diese beiden Tode hängen zusammen. Der Tod tritt bereits zu Lebzeiten ein, wenn es nichts mehr gibt, auf das wir (begründet) hoffen können. Diese Hoffnungslosigkeit öffnet dem Tod die Tür, durch die er in uns eindringen kann. Sie lädt den Tod gewissermaßen

ein, uns zu erobern und sich in uns einzurichten, während die Hoffnung ihn auf Distanz hielt und ihm Einhalt gebot. Beinahe monatlich finde ich Todesnachrichten im Briefkasten vor. Erst vor ein paar Tagen erfuhr ich vom Tod einer holländischen Freundin.

Wir hatten anfangs ja durchaus Glück. Die antiautoritäre Revolte der späten 1960er Jahre fiel mit der unserer Lebenstribe zusammen. Es sind glückliche Momente in der Geschichte, wenn sich verschiedene Entwicklungslinien plötzlich schneiden und die kämpferische Veränderung der Umstände mit der Selbstveränderung der Kämpfenden zusammenfällt. Charakterliche Verkrustungen brechen auf, eingefrorene Lebensprozesse werden in der Hitze des Kampfes aufgetaut, noch nicht gelebte Möglichkeiten des Lebens tun sich auf. Angst machende und zur Unterwerfung anhaltende Schuldgefühle schwinden. Durch ein "Bündnis aller Spuren mit allen Spuren, durch eine plötzliche Ankunft mehrerer Flaschenposten in einem glücklichen Hafen", hat Alexander Kluge einmal gesagt, kann eine gesellschaftliche und persönliche Veränderung stattfinden. Die über weite Strecken der Geschichte zerstreuten Intentionen von Marx und Rimbaud fanden endlich zueinander: die Welt verändern und das Leben verändern. Ernst Bloch hat dieses Glück, das vielen um 1968 herum zuteil wurde, als das Zusammenfallen von Jugend und Zeitenwende beschrieben: "Fällt Jugend gar in revolutionäre Zeiten, also in Zeitenwende, und steht ihr nicht, wie heute im Westen so oft, der Kopf, durch Betrug, im Nacken, so weiß sie erst recht, was es mit dem Traum nach vorwärts auf sich hat. Er geht dann vom vagen, vor allem privaten Ahnen zum mehr oder minder sozial geschärften, sozial beauftragten über."



Bild von [pasja1000](#) auf Pixabay

Das Tolle an den späten 60er Jahren war, um es noch einmal zu wiederholen, dass die Logik der Revolte mit der unserer Lebenstrieb zusammenfiel. Wir hatten das Glück, andere werden zu können. Und das sogar für einige Jahre, und nicht nur für eine Minute, von der Leonce in Büchners Stück *Leonce und Lena* bescheiden träumt. Das Elend heute und die um sich greifende Melancholie rühren daher, dass das Ende der revolutionären Hoffnungen mit dem Erlöschen unserer Lebenstrieb zusammenfällt.

Dass das Feuer meiner Lebenstrieb noch unter der Asche der akkumulierten Enttäuschungen glimmt, merke ich daran, dass mir immer wieder die Hoffnungspferde (oder die Hoffnungsantilope) durchgehen. Kaum regt sich ein Wind der Veränderung und brennt irgendwo ein noch so kleines Flämmchen, recke ich ihm meine von Durchblutungsstörungen erkalteten und von der Gicht verkrümmten Hände entgegen. So auch in Corona-Zeiten, als ich zu Beginn des Lockdowns – zum Beispiel in den Teilen 7 und 8 - die Hoffnung äußerte, man könne den Neustart zu einem wirklichen Neustart nutzen und das gesellschaftliche Leben auf eine qualitativ andere Grundlage stellen. „Der Mensch kann nicht leben, ohne zu hoffen“, sagte Manès Sperber im Gespräch mit Siegfried Lenz. Und fuhr fort: „Wenn ich jetzt glauben müsste, dass ich in der nächsten Stunde nicht mehr sein werde oder es kein Morgen für mich gibt, dann habe ich auch keine Gegenwart mehr. Die Gegenwart stirbt ab, wenn sie nicht gleichsam als Stufe erlebt wird, die zum Morgen führt.“ Als Skepsis hatte ich es von Anfang an formuliert, aber inzwischen ist es nicht mehr zu übersehen: Es wird sich gar nichts ändern, es sei denn zum Schlechteren. Alles geht weiter seinen Gang. Die Leute wollen nichts anderes. Mit einer Bierflasche in der Hand und Technomusik im Ohr taumeln sie flexibel, mobil und gut gelaunt dem Abgrund entgegen.



Bild von [nile.auf Pixabay](#)

Draußen erlöschen langsam aber sich die Lebensenergien, draußen erscheint alles verriegelt und verrammelt. Die glückliche Konstellation des Anfangs, als der Horizont aufbrach und sich weitete und drinnen Verkrustungen aufbrachen, verkehrt sich tendenziell in das Gegenteil, ein Zugleich von äußerer und innerer Erstarrung. Alle Auswege scheinen versperrt. „Ja, wenn überall Mauern sind und jeder Versuch zu

einer richtigen Einrichtung des Ganzen uns verrammelt ist, ja, was sollen wir dann denn eigentlich tun?“, fragte Adorno in seiner Vorlesung *Probleme der Moralphilosophie*. Die hielt er im Jahr 1963. Fünf Jahre später wankten die Mauern und vieles schien plötzlich möglich. 50

Jahre nach 1968 und nach einer langen Kette von Enttäuschungen und Niederlagen stellt sich uns die Frage Adornos aus dem Jahr 1963 erneut, und ich zumindest weiß keine Antwort.

Als ich heute Morgen vom Bäcker zurückkam, sah ich vorn an der Ampel einen jungen Vater mit seinen zwei kleinen Kindern. Er redete in sein Handy hinein, die Kinder standen neben ihm und hielten sich bei den Händen. Als das Telefonat beendet war, starrte der Vater weiter auf sein Handy und wischte auf ihm herum.

Auch als er mit den Kindern die Kreuzung überquerte und mit mir in meine Straße einbog, sprach er die ganze Zeit kein Wort mit und zu seinen Kindern. Zeitgenössische Hänsel und Gretel, dachte ich, als ich die Kinder sah. Das Mädchen war vielleicht vier oder fünf Jahre alt, der Junge zweieinhalb. Ausgesetzt nicht in einem finsternen Wald, sondern in einer digitalen Wüste. Kälter als im Wald ist es dort allemal. Gut zu sehen, dass die Kinder miteinander redeten und sich Trost spendeten in ihrer Verlassenheit. Was würde aus dem kleinen Jungen, wenn er keine



Bild von [Keelco23](#) auf [Pixabay](#)

derart aufmerksame und zugewandte größere Schwester hätte? Wäre es nicht besser und vernünftiger, wir würden alle gemeinsam die digitale Hexe, die uns fest im Griff hat und einander entfremdet, in den Ofen stoßen? Dann hätten, wie es im Märchen heißt, „alle Sorgen ein Ende und die Menschen könnten in lauter Freude zusammenleben“. Ein Blick vom Balkon auf die Straße belehrt mich darüber, dass das eine Illusion ist. Lauter digitale Somnambule laufen aneinander vorbei oder hintereinander her. Verbunden mit irgendwem, irgendwo, aber nicht mit den Menschen in ihrer Nähe.

Nachmittags zieht eine Fahrraddemo über den Ring. Ein Teil eines Megaphon-Satzes weht zu mir herauf, in dem von der „Überwindung des Autokults“ die Rede ist. Just in diesem Moment brettert so ein Vollhorst mit seinem soundverstärkten Porsche unter meinem Balkon vorbei. Zwei verschiedene Welten treffen aufeinander - perfekt synchronisiert.

Seit Tagen geht mir ein anderer Satz von Adorno durch den Kopf und bringt mich um den Schlaf: „Wer aber verzweifelt stirbt, dessen ganzes Leben war umsonst.“ In solchen Situationen hilft manchmal ein Blick in Rosa Luxemburgs *Briefe aus dem Gefängnis*. Mitten aus ihrer eigenen Verzweiflung heraus - Rosa war auf dem Hof des Frauengefängnisses in Breslau Zeugin der Misshandlung eines Büffels durch einen Soldaten geworden - schreibt sie Mitte Dezember 1917 im Postscriptum eines Briefes an Sonja Liebknecht (aber auch an sich selbst und nun auch an mich): „Sonjuscha, Liebste, seien Sie trotz alledem ruhig und heiter. So ist das

Leben und so muss man es nehmen, tapfer, unverzagt und lächelnd – trotz alledem.“ Woher nahm Rosa bloß diese Kraft? Sie glaubte noch an die Göttin der Geschichte und währte sie auf ihrer und ihrer Genossen und Genossinnen Seite. Wenn es auch im Moment schlecht um unsere Sache bestellt ist, auf lange Sicht ist der Sieg unser! Die quasi-religiöse Gewissheit steht uns, steht mir nicht mehr zu Gebote. Nichts ist sicher. Schon wenige Jahre nach Rosas Tod teilte Max Horkheimer dieses Vertrauen in sinnvolle geschichtliche Abläufe nicht mehr. In seinem Buch *Dämmerung*, das er in den Jahren 1926 bis 1931 geschrieben und 1934 in Zürich unter dem Pseudonym Heinrich Regius veröffentlicht hat, schrieb er: „Die sozialistische Gesellschaftsordnung wird von der Weltgeschichte nicht verhindert, sie ist historisch möglich; verwirklicht wird sie aber nicht von einer der Geschichte immanenten Logik, sondern von den an der Theorie geschulten, zum Besseren entschlossenen Menschen, oder überhaupt nicht.“ Wir müssen heute von der zweiten Option ausgehen.



Über das Titelfoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab' ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ soeben im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEW-AN Magazin](#)